
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 25/1 (1998)

DOI: 10.11588/fr.1998.1.61195

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Que le fourreau n'ait pas été fait à la même époque que la garde est tout à fait vraisemblable, c'est également le cas pour l'épée du sacre des rois de France. Mais l'importance du fourreau parmi les *regalia* paraît secondaire. Avant d'être un objet de cérémonie, l'épée du sacre est l'arme personnelle du roi ou de l'empereur, destinée à être utilisée, et à être portée normalement, ce que montre l'inscription *benedictus deus dominus meus qui docet manus*, gravée sur le pommeau, et qui devait être regardée, contrairement au fourreau, lorsque l'épée était portée pointe en bas. Il n'y a donc rien d'invraisemblable à ce que le fourreau, si riche soit-il, soit refait, plus richement encore, lorsque l'épée passe, dès la génération suivante, du statut d'arme personnelle de l'empereur à celui de symbole de la continuité dynastique. Il n'y a donc rien d'invraisemblable non plus à ce que le riche fourreau d'un empereur prestigieux soit réutilisé par un de ses successeurs, mais pourquoi ce fourreau aurait-il été séparé de l'épée qu'il contenait?

La question de la datation du fourreau demeure donc en suspens: le fourreau a-t-il été refait à partir d'éléments plus anciens ou est-il réellement un siècle plus vieux que la lame? Au mieux, un doute subsiste: s'il est plus ancien, il paraît peu vraisemblable qu'on ait conservé un fourreau richissime et perdu l'épée originale, surtout si c'est pour lui substituer une lame qui, comme par hasard, lui va comme un doigt à un gant. Il paraît donc plus probable que l'épée est bien celle de Henri IV, et antérieure au sacre de 1084. La lame aurait été remplacée à la fin du XII^e ou au début du siècle suivant, en tenant compte des dimensions du fourreau.

Pour finir, l'ouvrage fait preuve d'un certain flou chronologique qui n'emporte pas la conviction du lecteur. Il aurait sans doute été également nécessaire d'étudier l'épée impériale avec les trois autres armes attribuées à saint Maurice. Outre l'épée du sacre des empereurs, une épée pratiquement contemporaine de la première est conservée à l'Armeria Reale de Turin (cf. C. Panseri, *Ricerche metallographica sopra una spada del XII secolo*, in: *Documenti e contributi per la storia della metallurgia*, n° 1, 1953, fig. 5), et on retrouve le nom de saint Maurice attribué aux deux Saintes Lances, celle de Vienne et celle de Cracovie, copie de la première effectuée vers 1024 pour Boleslas le Vaillant (cf. O. Bouzy, *Les armes symboles d'un pouvoir politique: l'épée du sacre, la Sainte Lance, l'Oriflamme, aux VIII^e–XII^e siècles*, in: *Francia* 22/1 [1995] p. 45–57, avec un erratum pour la figure 20, qui ne représente pas la lance de saint Maurice, mais une seconde vue de la Sainte Lance de Vienne). On a là visiblement la trace d'un culte impérial particulier rendu à ce saint, or il se trouve que, dans tous les cas, il s'agit d'armes du XI^e siècle. Chercher qui, parmi les empereurs de cette époque, vouait une dévotion particulière à saint Maurice aurait certainement permis de mieux dater l'épée impériale.

Olivier BOUZY, Orléans

Werner HECHBERGER, *Staufer und Welfen 1125–1190. Zur Verwendung von Theorien in der Geschichtswissenschaft*, Köln (Böhlau) 1996, XI–469 S. (Passauer Historische Forschungen, 10).

»Die Geschichtswissenschaft müßte ihr Tun legitimieren, sie braucht ein theoretisches Fundament, das neu definiert ist« (vgl. S. 6–11). Mit diesem programmatischen Ansatz leitet Hechberger seine Abhandlung ein.

Er begründet seine Beschäftigung mit Wissenschaftstheorie zunächst mit der Feststellung, daß noch immer keine allgemein akzeptierte Theorie der Geschichtswissenschaft existiert, der es gelingt, für die Historik befriedigende – und im Sinne Hechbergers – durch theoretisch reflektierte Systematik erzielte Lösungen anzubieten. Allzu willkürlich nennt er die Erkenntnisweisen der historischen Forschung. Hechberger kündigt nun an, den Nutzen der theoretischen Reflexion für die praktische Arbeit des Historikers nachzuweisen. Mit Hilfe eines »explizit angewendeten theoretischen Ansatzes« (S. 12) verspricht der Autor neue historische Erkenntnisse und nicht zuletzt eine Überbrückung der Lücke zwischen Theorie und Praxis. »Gelänge es, einen philosophisch fundierten theoretischen Ansatz so auf ein

praktisches Problem der historischen Forschung anzuwenden, daß hier Erkenntnisfortschritte erzielt werden könnten, wäre dies erreicht« (S. 12).

Welch ein Ansinnen verbirgt sich aber nun hinter diesen Worten? Um es vorwegzunehmen: Es wird keine neue Theorie der Geschichtswissenschaft geschaffen; ebensowenig wird eine neue Systematik für den Gewinnungsprozeß von Erkenntnissen vorgestellt. Der philosophisch fundierte Ansatz des Autors erweist sich aber im Laufe der Arbeit in seinem Bezug auf eine »gegenstandsbezogene Theorie« (S. 6) als durchaus weiterführend für die Reflexion von Erkenntnisprozessen, auch wenn die ausführliche Erläuterung (S. 39–97) Gefahr läuft, den Leser frühzeitig und ungeduldig zur Aufgabe der Lektüre zu bewegen.

Eindeutig hervorzuheben ist der tatsächliche Erweis des Autors, daß auch eine große und umfassende Theorie, Grundannahme oder Erklärungsmodell, deren Verwendung dem Mediävisten geradezu selbstverständlich geworden ist, unzutreffend und zum Erkenntnisgewinn unbrauchbar, ja sogar hinderlich sein kann. Konkret geht es hier um den »staufisch-welfischen Gegensatz« im 12. Jh.

Als Beispiel für den Erweis der Unzulänglichkeit dieses Erklärungsmodells wählt Hechberger die Untersuchung der Politik Welfs VI. und Friedrichs III. von Schwaben in der Regierungszeit Konrads III., wobei er von der Frage ausgeht, warum die Geschichtswissenschaft die Quellenlage zu diesem Problem als »vieldeutig«, »schwer interpretierbar« oder auch als »verdächtig« bezeichnet (S. 343 f.). Seine Antwort lautet: Es liegt an der zugrunde liegenden Theorie. Die Annahme eines bewußten oder unbewußten Gegensatzes zwischen Stauern und Welfen bewirkt, daß bereits in der Fragestellung ein verzerrter Blick auf die Quellen gerichtet wird, daß Ergebnisse vermutet werden, die dann im Quellenstudium keine Bestätigung finden, was dann als Folge der merkwürdigen Quellenlage abgetan wird. Wesentlich für Hechberger ist, daß die Theorie nicht deswegen als »falsch« bezeichnet werden muß, sondern – im Sinne eines erweiterten Theorieverständnisses – je nach Fragestellung eine geringere oder größere Brauchbarkeit aufweist. Wenn Hechberger also von einem systematischen Umgang mit dem Begriff der »Theorie« spricht, so verbirgt sich dahinter die Forderung nach permanenter Reflexion der verwendeten Theorien durch stetiges Hinterfragen am konkreten Problem. Voraussetzung: der Historiker muß die verwendeten Theorien identifizieren und explizit machen.

Hechberger beginnt seinen Nachweis der Unhaltbarkeit des staufisch-welfischen Gegensatzes als Erklärungsmodell eines Jahrhunderts mit der Sicht der Zeitgenossen und führt diesen dann durch einen Abriss aus ausgewählten Urteilen der Historie zu Forschungsproblemen des 12. Jhs. fort. Unter Berufung auf umfangreiches Quellenmaterial zeitgenössischer Chronisten resümiert Hechberger, daß kein starres Dynastieverständnis im 12. Jh. existierte. Von einem kollektiv und einheitlich verstandenen Stauer- und Welfentum der Zeitgenossen kann also nicht ausgegangen werden. Der angenommene Konflikt ist ein ex post-Erklärungsversuch der Historiographie nach 1198, die im Zuge des Doppelkönigtums bestrebt war, Ursachen für dieses Ereignis aufzuzeigen. Hier hätte es Hechberger gut angestanden, die Erörterungen von Peter Munz (1965) deutlicher darzulegen, der dies zumindest im Ansatz erkannt hatte. Das Fixum des Sturzes Heinrichs des Löwen wurde – so der Autor – im Spiegel der Vergangenheit zu einem generellen Konflikt der Geschlechter, dessen Ursachen wiederum in den nachfolgenden Jahrhunderten immer weiter in die Vergangenheit zurückprojiziert wurden.

Um also der Interpretation des Verhaltens Welfs VI. und Friedrichs III. neue Impulse hinzufügen zu können, bedarf es einer neuen Theorie: der nämlich vom bereits hinlänglich erörterten Mit- und Gegeneinander von Königtum und Adel in Verbindung mit der Hochschätzung von verwandtschaftlichen Beziehungen als Verhaltensindex hochmittelalterlicher Fürsten. In diesem Licht kann Hechberger die Beanspruchung des bayerischen Herzogtums durch Welf VI., an dessen Seite sein Neffe Friedrich III. von Schwaben gegen Konrad III. vorging, zur Stärkung der eigenen Stellung bestehen lassen, während Welfs Neffe Heinrich

der Löwe, der ebenso in eigener Sache focht, keine gemeinsamen Aktionen mit dem süddeutschen Welfen tätigte. Nicht der Kampf zweier Geschlechter bildete den Hintergrund der Fehde Welfs, sondern der Versuch, fürstliche Rechtsvorstellungen gegen einen König durchzusetzen.

Zusammenfassend läßt sich also festhalten: Hechberger ist es gelungen, einen Vorhang vor dem 12. Jh. beiseitezuschieben. Die Erkenntnis einer Theorie als zu verallgemeinernde und dadurch verschleiende Grundannahme eröffnet weiterführende Deutungen. Es gelingt ihm, auf Basis seiner neuen Annahme im konkreten Fall schlüssige Interpretationen zu erzielen. Im Falle des gewählten Forschungsproblems schließt sich die Lücke zwischen Theorie und Praxis tatsächlich, was nicht mit einem wissenschaftstheoretischen Modell zur Gewinnung neuer Erkenntnisse zu verwechseln ist. Auffallend ist allerdings, daß die neue Theorie ebenso universal gebraucht wird wie die vorangehende. Alle weiteren Beispiele erweisen sich als Bestätigung von Hechbergers Erklärungsmodell und gleichzeitig als Absage an die Theorie des staufisch-welfischen Gegensatzes. Es fehlt an dieser Stelle der explizite Hinweis darauf, daß ausgewählte Beispiele aufgeführt werden, die sich ebenso wie das Ausgangsproblem eignen, im Rahmen der neugewählten Annahme eine schlüssige Deutung zu finden. Ist Hechberger nun mit seiner Abhandlung ein Schritt in Richtung »historische Wahrheit« gelungen? Wo historische Wahrheit als Wahrscheinlichkeitsannäherung in der Geschichtswissenschaft definiert wird, ist ihm dies sicherlich zuzuerkennen. Wie viele Theorien müßten aber zusammengeführt und auf ähnliche Weise am gleichen Problem überprüft werden, um letztendlich eine möglichst hohe Annäherung zu erreichen? Wie viele Alltagstheorien oder anthropologisierende Theorien würden im Begründungszusammenhang der historischen Wirklichkeit nicht minder nahekommen, die aber von der Mediävistik nicht alle zu überprüfen sind?

Heidi SEEGETS, Fürth

Rufinus von Sorrent: *De bono pacis*, herausgegeben und übersetzt von Roman DEUTINGER, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 1997, XV–239 p. (Monumenta Germaniae Historica, Studien und Texte, 17).

Le texte édité et traduit par Roman Deutinger n'avait fait l'objet jusqu'à ce jour que de trois autres éditions dans le temps, par un bénédictin de Ratisbonne, Bernard Pez, en 1726, par J. P. Migne dans la Patrologie latine en 1854 et récemment en 1986 par A. Brunacci et G. Catanzaro. Il nous a été transmis par trois manuscrits, l'un du Mont Cassin remontant au XI^e siècle (C), un autre de Munich à la Staatsbibliothek datant du X^e siècle (M) et enfin un troisième, propriété de Nicolas de Cues, lui aussi du XV^e siècle (K). Un autre manuscrit, qui figurait au XII^e siècle dans le catalogue du monastère St-Michel de Bamberg, a été malheureusement perdu. Pour cette nouvelle édition, l'éditeur s'est fondé principalement sur C, le plus ancien, comme d'ailleurs A. Brunacci et G. Catanzaro, quitte à se référer à K et M pour les parties lacunaires de C. Conformément aux règles de publication des Monumenta Germaniae Historica, il donne en notes les versions et variantes particulières ou autres annotations marginales de K et M.

L'introduction de Roman Deutinger dégage avec netteté les problèmes fondamentaux concernant le texte. Pour l'éditeur, Rufin de Sorrente, qui a fait l'objet de diverses recherches, il est établi qu'il s'agit d'un canoniste, né dans la région d'Assise. Certains auteurs, du fait de son origine, n'ont pas manqué d'établir des rapprochements avec St-François. Le traité *De bono pacis* est dédié à l'abbé Pierre II du Mont Cassin, qui administre le monastère de 1174 à 1186. Il a été sans aucun doute composé à cette période, moment de trouble pour l'Église du fait de la lutte entre Frédéric Barberousse et la papauté, qui ne va pas sans répercussions profondes dans toute la péninsule italienne. Le situer ainsi dans les années 1174–1177 semble